

Philippe, der Erneuerer

Die Konkurrenz zu den Philharmonikern ist mächtig, doch nun möchten sich die Wiener Symphoniker vom Ruch der zweiten Geige befreien.

Philippe Jordan soll helfen – der erste Chefdirigent, der frei vom Orchester gewählt wurde. Von Kai Luehrs-Kaiser.

Was macht einen guten Dirigenten aus? Antwort, optisch: Dastehen wie eine Eins! (Der Rest findet sich.) Im Falle des Schweizer Philippe Jordan könnte man noch hinzufügen: Verbeugen können wie eine Sieben. Denn das kann er. Elastisch, flitzebogen-biegsam, unglaublich weit hinunterkommend. Er selber führt diese Fähigkeit auf seine Tage bei den Zürcher Sängerknaben zurück. Schon damals – er sang einen der drei Knaben in der „Zauberflöte“ unter Harnoncourt – musste man danach immer sehr akkurat seinen „Diener machen“.

Jordan hat seither nicht nur seine Karriere als einer der bemerkenswertesten Dirigenten seiner Generation ungeahnt entwickelt. Sondern auch sein gestisches Repertoire: Torero- und Florett-Gesten, Hohlkreuz und Katzbuckel, Grätsch- und Ausfallschritte von sagenhaftem Variationsreichtum! Dazu fährt Jordan virtuos mit dem Baton durch die Lüfte, winkt leutselig mit der Linken und scheint zugleich lässig eine Conga-Reihe anzuführen: Man könnte ihn den John Travolta des Dirigierpults nennen, würde diese Bezeichnung nicht in Wien vermutlich als anstößig aufgenommen werden.

Also genug davon! In Wien immerhin hat Jordan sich auf eine nicht ganz leichte Mission eingelassen – als neuer Chefdirigent der dort traditionell auf den zweiten Platz verwiesenen Wiener Symphoniker. Die blicken eigentlich auf eine glorreiche Geschichte zurück. Unter



Foto: Johannes Ifkovits/PR

Chefs wie Carlo Maria Giulini, Georges Prêtre und Wolfgang Sawallisch konnte man seit der Gründung 1900 ein eigenes, unabhängiges Profil entwickeln – in zwei der besten Säle der Welt. Von 1948 bis 1964 war – in seiner Eigenschaft als Konzertdirektor der Gesellschaft der Musikfreunde – Herbert von Karajan für das Orchester zuständig. Und vor ihm (von 1927 bis 1930) Wilhelm Furtwängler.

Von erhabener Vergangenheit legt auch das diskographische Erbe Zeugnis ab, das seit Kurzem auf einem orchestereigenen CD-Label dokumentiert wird. Soeben erschien Carlos Kleibers einzige Beschäftigung mit einem Werk Gustav Mahlers: das „Lied von der Erde“ aus dem Jahr 1967 (mit Christa Ludwig und Walde-Mar Kmentt). Kleiber war damals für den erkrankten Josef Krips eingesprungen; gleichfalls ein ehemaliger Chef. Die Aufnahme ist nicht ganz unberührt. Der Bariton Dietrich Fischer-Dieskau bezeichnete gegenüber dem Schreiber dieser Zeilen die Leistung Kleibers bei dieser Aufführung einmal als „ganz unqualifizierbar“. Weitere Mitschnitte, etwa unter Celibidache und Giulini, legen nahe, was für Schätze im Orchesterarchiv noch zu bergen sein dürften.

Im Übrigen aber blieb den Wiener Symphonikern der Abstand eingeschrieben, der sie – ob nun tatsächlich oder nur eingebildet – von den amtierenden Platzhirschen in Wien trennt. Also von den Wiener Philharmonikern. In Wien würde kein Mensch am unerreichbaren Status der Wiener Philharmoniker jemals zweifeln; sodass sich Fragen nach Einzelleistungen im Grunde kaum noch stellen. Schwächere Abende der Philharmoniker werden in Wien – auch seitens der Presse – bestenfalls der Verantwortung der Dirigenten in die Schuhe geschoben. Oder, wenn man richtig weit vortreibt, mit dem liebgewordenen Schlendrian entschuldigt, welcher den Charme dieses Orchester sogleich wieder zu erhöhen scheint. Dagegen kommt niemand an.

Das alles muss hier umständlich erklärt werden, denn das Schattendasein der Wiener Symphoniker hat leider eine

**Bisher wurden die
Chefdirigenten
immer über die
Köpfe der Musiker
hinweg bestimmt**

Reihe fataler Folge- und Fehlentscheidungen begünstigt. Schon mit der Berufung von Rafael Frühbeck de Burgos wurde 1991 ein Chef verpflichtet, der dem Orchester wenig neue Perspektiven eröffnen konnte. Mit Wladimir Fedossejew (1997-2004) und Fabio Luisi (2005-2013) folgten Chefs, die zum Wiener Repertoire weder ein ausgeprägtes noch originelles Verhältnis unterhielten. Um es ganz deutlich zu sagen: Die Wiener Symphoniker haben eine lange, desaströse Dürreperiode hinter sich. Mit der Hängepartie unter dem zuletzt nur noch sporadisch anwesenden Fabio Luisi erreichte dies einen definitiven Tiefpunkt.

Dass die Symphoniker in ihrer Heimatstadt gern unter Wert verkauft werden, zeigt sich nicht nur an den „Wechsel-duschen“ zu unterschiedlicher Chefs (so nennt es Jordan). Sondern am administrativen Vorgehen. Die leitenden Dirigenten wurden jeweils über die Köpfe der Orchestermitglieder hinweg bestimmt. Jordan ist der erste Chef der Wiener Symphoniker, der auf ein Votum der Betroffenen hin seinen Vertrag erhielt. Vielleicht kein völliger Zufall, dass er zuvor eine regelmäßige Gast-Beziehung zu den Wiener Philharmonikern unterhielt. Beide Orchester gleichermaßen zu dirigieren verbietet sich, so bekräftigt Jordan: „Das ist eine Art ungeschriebenes Gesetz in Wien.“

Jordan hat also Opfer bringen müssen, um die Symphoniker übernehmen zu können – sein einziges Symphonieorches-

ter neben der von ihm ebenfalls geleiteten Opéra National de Paris. Doch es handelt sich immerhin um die höchstrangige sinfonische Chefposition in Wien (da die Philharmoniker keinen Chef haben und das RSO Wien in der ortsüblichen Hackordnung, um es ganz ungeschönt zu sagen, noch eins drunter rangiert).

Der Neue beginnt seinen Job im Bewusstsein eines schönen und durchaus dringenden Handlungsbedarfs. „Bei vielen Orchestern, auch in Wien, sind in den letzten Jahren an die Stelle der neun Beethoven-Symphonien die Werke von Gustav Mahler getreten“, so Jordan. Auch Haydn und Mozart, sonst musikalisches Stammterritorium, hat man zu lange ein wenig schleifen lassen. Bevor Jordan an diese großen Baustellen herangeht, hat er in seiner Eröffnungssaison erst einmal Schubert ins Zentrum gerückt; einen gleichfalls Vernachlässigten.

Den Neuaufbruch hört man! Ober-tongisch mit typischen Wiener Schaumkrönchen, ebenso angriffs-lustig wie konzise lässt Jordan an diesem Vormittag Schuberts Zweite im Wiener Konzerthaus spielen. „Es ist die Schwerste“, sagt er vorher. Und entdeckt prompt ein Maß an Planungskunst und utopischem Wolkenklang bei Schubert, der diesen denkbar weit wegrückt vom volksläufigen Heurigenmystiker. Im vierten Satz entfacht man einen dionysischen Furor, als wolle man den Wiener Stier wirklich bei den Hörnern packen – und dabei sogar etliche Erkenntnisse der Historischen Aufführungspraxis mit unterbuttern. Kunststück! Von der Historischen Aufführungspraxis ist



Seit 1900 nicht mehr aus dem Wiener Konzertleben wegzudenken: die Wiener Symphoniker.

Foto: Lukas Beck/PR

nun sogleich anzumerken, dass sie in Gestalt des ehemaligen Wiener Symphoniker-Cellisten Nikolaus Harnoncourt buchstäblich aus dem Orchester hervorgegangen ist. Wie ein Seitentrieb. Als solcher hat sie sich weniger mit der Orchesterkultur verbunden als in anderen Städten (wie etwa Berlin). Hier etwas mehr zu tun, könnte eine Chance für die Wiener Symphoniker sein.

Mit dem Barenboim-Schüler Jordan hat man sich einen modernen Traditionalisten gewählt, der bislang eher als passionierter Opernfachmann auffiel. Geboren 1974 als Sohn des schweizeri-

sind ein typisch wienerisches Orchester mit einem spezifischen Wiener Klang und Wiener Instrumenten. Schon beim ORF Radio-Sinfonieorchester ist das nicht mehr so ausgeprägt. Der Klang ist etwas süßlicher“, fährt er fort, „mit Sinn für Portamento-Kultur und mit großer Natürlichkeit beim Musizieren. Man begreift die Musik aus der volksläufigen Musiktradition heraus, auch aus der Sprache“, so Jordan. „Die Wiener Symphoniker sind intimer im Klang als die Wiener Philharmoniker. Sie lassen weniger die Muskeln spielen. Und sind transparenter.“

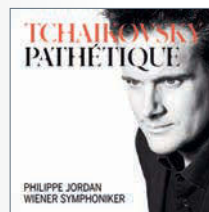
mung und für die Tatsache, dass man es erstmals offensiv wissen will, spricht im Übrigen eine beträchtliche zahlenmäßige Erhöhung der Konzerte mit einer Reihe neuer Gastdirigenten: von David Afkham über François-Xavier Roth bis zu Vasily Petrenko, Robin Ticciati und Ton Koopman. Unverändert bleibt das jährliche Engagement als Opernorchester bei den Bregenzer Festspielen.

Auch mit dem neuen Intendanten des Wiener Konzerthauses, Matthias Naske, ist man erstmals eine engere Bindung eingegangen – und hat so den Akzent der Auftritte vom Musikverein etwas wegverlagert. Man ist stärker denn je Herr der eigenen Programmgestaltung. Auch in diesem Punkt war das Orchester bislang vor allem Auftragnehmer – auch inhaltlich. Ein Fall künstlerischer Heteronomie, wie es ihn auf diesem künstlerischen Niveau sonst kaum auf der Welt irgendwo gab.

Auch neue CDs macht man wieder mehr, wofür eine neue „Pathétique“ unter Jordan bereits ein sehr günstiges Zeichen ist. Von seinem „neuem Selbstbewusstsein“ spricht das Orchester ganz direkt. Entsprechend hat man – mit neu aufgelegten Abonnement-Reihen – seinen neuen Chef Philippe Jordan emphatischer begrüßt als wohl jeden vor ihm. In ganz Wien waren die Litfaßsäulen monatelang mit seinem Ganzkörper-Starschnitt plakatziert. Wie reagiert man auf so was? „Ich habe die Straßenseite gewechselt“, so Philippe Jordan. Für die Wiener Symphoniker bedeutet Jordan einen späten, in gewisser Weise ersten Frühling. Spät kommt er, doch er kommt! ■

Reingehört

Dramatisch ausholend und mit Aplomb, dabei von feinsten Farbabmischung und zarter Faktur präsentiert sich diese durchaus wienerische „Pathétique“. Wovon man sich – auch wenn es die Größe und Grenzen dieser Aufnahme markiert – nicht beirren lassen darf, war doch die Hauptstadt der k.u.k.-Monarchie ein wichtiger Motor für die Durchsetzung Tschaikowskys als Orchesterkomponist. Mit ausgesucht schönen Tempi und hinreißender Klangbalance bietet Philippe Jordan einen bauschigeren, süffigeren und weicheren Tschaikowsky als gewohnt. Das klingt nach Theatervorhang. Und gibt einen unverwechselbaren, umso vorteilhafteren Eindruck vom Orchester.



Musik ★★★★★
Klang ★★★★★

Tschaikowsky, Sinfonie Nr. 6; Wiener Symphoniker, Philippe Jordan (2013); WS/Naxos CD 4260313960064 (46')

schen Dirigenten Armin Jordan, lernte er mit sechs Jahren Klavier. Mit acht kam er zu den Zürcher Sängerknaben. Mit elf nahm er die Violine hinzu. 1994 assistierte er Jeffrey Tate – auf den er bis heute große Stücke hält – beim „Ring des Nibelungen“ am Pariser Châtelet. Im selben Jahr wurde er Erster Kapellmeister in Ulm (wo schon Karajan begonnen hatte). Nach verschiedenen Gastproduktionen holte er sich ab 1998 als Assistent bei Daniel Barenboim in Berlin den letzten, vergleichsweise späten Schliff.

Wer mit Jordan spricht, merkt sofort, dass er nicht nur der alerte, stürmische, gutaussehende Jungspund ist, als der er auf dem Podium erscheint. Der Verfasser bekennt, selten einen Dirigenten getroffen zu haben, der auf die Frage, was sein Orchester von anderen unterscheide, so detailreich und wohlpräpariert zu antworten wusste: „Die Wiener Symphoniker

Wenn das kein umfangreicher, eloquent formulierter Steckbrief ist! (Fragt man, um mal einen Vergleich anzuführen, Yuri Temirkanov nach dem Klangspezifikum der von ihm seit Jahrzehnten geleiteten St. Petersburger Philharmoniker, so hört man nur ein nebulöses: „Die Geigen...“) Für eine Aufbruchstim-

Konzerte mit den Wiener Symphonikern

01.01 Wien, Konzerthaus (Wiener Singakademie, Ton Koopman; Beethoven, Sinfonie Nr. 9)

09./10.01. Wien, Konzerthaus (Philippe Jordan, Renaud Capuçon; Rihm, Dvorák)

14./15.01. Wien, Konzerthaus (Jonathan Nott, Vilde Frang; Bartók, Bruckner)

19./20.01. Graz, Stefaniensaal (Jonathan Nott, Vilde Frang; Bartók, Bruckner)

24./30.01. Wien, Konzerthaus (Jukka-Pekka Saraste, Marina Piccini; Sibelius, Nielsen, Tschaikowsky)

25.01. Bregenz, Festspielhaus (Jukka-Pekka Saraste, Marina Piccini; Sibelius, Nielsen, Tschaikowsky)

26.01. Innsbruck, Congress (Jukka-Pekka Saraste, Marina Piccini; Sibelius, Nielsen, Tschaikowsky)